Nr. 4. Sonntag, 24. Januar 1904.

Blätter für den Familientisch

Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle.
Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“,
G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Dritter Sonntag nach Erscheinung des Herrn.

Evangelium nach dem heiligen Matthäus 8, 1—13. „In jener Zeit als Jesus vom Berge herabstieg, folgte ihm eine große Menge Volkes nach, und siehe, ein Aussätziger kam, betete ihn an und sprach: Herr, wenn du willst, so kannst du mich reinigen. Und Jesus streckte seine Hand aus, rührte ihn an und sprach: Ich will, sei gereinigt. Und alsbald ward er gereinigt von dem Aussatze. Und Jesus sprach zu ihm: Siehe zu, daß du es Niemanden sagest; sondern gehe hin, zeige dich dem Priester und opfere die Gabe, welche Moses befohlen hat, ihnen zum Zeugnisse. Da er aber in Kapharnaum eingegangen war, trat ein Hauptmann zu ihm, bat und sprach: Herr, mein Knecht liegt zu Hause gichtbrüchig und leidet große Qual. Und Jesus sprach zu ihm: Ich will kommen und ihn gesund machen. Und der Hauptmann antwortete und sprach: Herr, ich bin nicht würdig, daß du eingehest unter mein Dach, sondern sprich nur ein Wort, so wird mein Knecht gesund. Denn auch ich bin ein Mensch, der Obrigkeit unterworfen, und habe Kriegsleute unter mir; und wenn ich zu dem Einem sage: geh! so geht er; und zu dem Andern: Komm her! so kommt er, und zu meinem Knechte: thu' das! so thut er es. Da nun Jesus das hörte, wunderte er sich und sprach zu denen, die ihm folgten: Wahrlich sage ich euch, solch' großen Glauben habe ich in Israel nicht gefunden. Aber ich sage euch, daß viele vom Aufgang und Niedergang kommen, und mit Abraham, Isak und Jakob im Himmel am Tische sitzen werden; die Kinder des Reiches aber werden in die äußerste Finsterniß hinausgeworfen werden: da wird Heulen und Zähneknirschen sein. Und Jesus sprach zu dem Hauptmanne: Geh' hin, wie du geglaubt hast, so soll dir geschehen.“

Kirchenkalender.

Sonntag, 24. Januar. 3. Sonntag nach heilige drei Könige. Timotheus, Bischof und Martyrer † 97. Fest von der hl. Familie. Evangelium Matthäus 8, 1—13. Epistel: Römer 12, 16—21. ● St. Maximilian: Titularfest der Bruderschaft vom hl. Herzen Mariä zur Bekehrung der Sünder. Morgens ¾10 Uhr feierliches Hochamt, Nachmittags 6 Uhr Fest-Predigt, darnach Bruderschafts-Andacht, feierlicher Umzug durch die Kirche und Tedeum. ● St. Martinus: Hl. Messen um 6 (mit Homilie), 7, 8, 9 feierliches Hochamt mit Pontifikal-Assistenz und 11 Uhr. Nachmittags ½3 Uhr Christenlehre, 5 Uhr Pontifikal-Komplet.

Montag, 25. Januar. Pauli Bekehrung.

Dienstag, 26. Januar. Polykarpus, Bischof und Martyrer † 166.

Mittwoch, 27. Januar. Chrysostomus, Bischof und Kirchenlehrer † 407. ● St. Anna-Stift: Zweiter Mittwoch zu Ehren St. Joseph. Nachmittags 6 Uhr Segens-Andacht.

Donnerstag, 28. Januar. Karl der Große, Kaiser † 814.

Freitag, 29. Januar. Franz von Sales, Bischof † 1622. ● Klosterkirche der Schwestern vom armen Kinde Jesu: Morgens 7½ Uhr Hochamt.

Samstag, 30. Januar. Adelgundis, Jungfrau † 680. Martina, Jungfrau und Martyrin † 228.

Die christliche Familie.

Schon eilt die liebliche Weihnachtszeit ihrem Ende zu, lieber Leser, denn der heutige dritte Sonntag nach Erscheinung des Herrn ist zugleich der letzte dieser Sonntage aus der Nachfeier von Weihnachten. Er ist ausgezeichnet durch ein Fest, das erst von dem hochsel. Papste Leo XIII. eingeführt worden: Das Fest der hl. Familie Jesus, Maria, Joseph.

Dieses Fest ist zugleich das Titularfest des von demselben hochsel. Papste gegründeten Vereins der christlichen Familien, der nicht nur den Zweck hat, die einzelnen Familien der katholischen Welt unter den besonderen Schutz jener hochheiligen Familie von Nazareth zu stellen, sondern sie auch — und das ist der Hauptzweck — zur Nachahmung dieses Urbildes der christlichen Familie anzufeuern.

Ist die Familie denn tatsächlich von so großer Bedeutung und Wichtigkeit, daß der greise Papst noch im letzten Jahrzehnt seines langen und reichgesegneten Pontifikates gerade ihr seine besondere oberhirtliche Fürsorge zuwenden zu müssen glaubte? Ich antworte aus innerster Ueberzeugung: Die Wichtigkeit und Bedeutung der wahrhaft christlich lebenden Familie für die Kirche wie für den Staat kann gar nicht hoch genug angeschlagen werden. Ich will versuchen, auch Dich, lieber Leser, für diese Ueberzeugung zu gewinnen.

Der Mensch ist nicht auf die Erde geworfen, wie gewisse ungläubige Philosophen geträumt haben, um nach Art der Tiere für sich allein (in der Isolirung) zu leben. Kein Geschöpf kommt so hülflos und elend zur Welt, wie der Mensch; isolirt könnte der Mensch gar nicht existieren. Nach dem Willen der göttlichen Vorsehung ist die Gesellschaft seines Gleichen für ihn die notwendige Bedingung seiner Existenz, seiner Erhaltung und seiner leiblichen und geistigen Vervollkommnung.

Nun ist aber von allen Gesellschaften, deren Glied der Mensch sein kann, die Familie die erste. In ihrem Schooße empfängt er das zweifache Leben des Leibes und der Seele; unter ihren schützenden Flügeln wächst er auf und von ihr, unter Sorgen und Mühen manigfacher Art vorbereitet, geht er in die bürgerliche Gesellschaft über. Deßhalb sehen wir denn auch die Familie vom Schöpfer Selbst eingesetzt im Anfange der Welt. Mit dem ersten göttlichen Segen, der auf die Erde herab kam, empfing sie auf ihrer Stirn das glorreiche Siegel der Unsterblichkeit: „Wachset und mehret euch und erfüllet die Erde“ (1. Mos. 1, 28), so sprach der Herr zur Urfamilie einst im Paradiese. Dieses göttliche Wort „kann nicht vergehen“; denn wenn auch die erste Empörung (im Paradiese) das Band der religiösen Gemeinschaft des Menschen mit Gott jäh zerriß, — wenn auch die rächende Sündflut die ganze bürgerliche Gesellschaft begrub: Die Familie überlebte dieses tragische Ende und ist seitdem die immer fruchtbare Quelle geblieben, aus der durch alle Jahrhunderte der Strom der Geschlechter sich über die Erde ergießt, und so wird es sein bis zum Ende der Zeiten.

Doch weiter! Die Familie ist nicht nur die älteste der Gesellschaften, sie ist auch die Basis, die Grundlage aller anderen: sie ist die Basis des Staates und der Kirche.

Denn was ist der Staat? Er ist nur die

Vereinigung einer gewissen Anzahl von Familien, unter der Auktorität eines gemeinsamen Hauptes, zur Erhaltung und Entwickelung ihrer Existenz und ihres Wohlseins. Und die Kirche, lieber Leser, ist sie, im Grunde genommen, etwas anders als die Vereinigung aller christkatholischen Familien, unter der Obhut eines gemeinsamen Vaters, zur Erhaltung und Entwickelung ihres geistigen Lebens? So ist also die Familie für den Staat und für die Kirche, was die Wurzel für den Baum, — was die Quelle für den Fluß, — was das Fundament für das Gebäude ist. Aus den Händen der Familie empfängt der Staat seine Bürger, empfängt die Kirche ihre Kinder.

Aber noch mehr! Es gibt noch einen tieferen Grund für die ausgesprochene Wahrheit, daß die Familie als die wichtigste der menschlichen Vereinigungen oder Gesellschaften anzusehen sei. Den Menschen zu dem zu machen, was er sein, was er werden soll: heißt das nicht, das Glück oder das Unglück der Welt, ihre Ehre oder ihre Schande in der wirksamsten Weise vorbereiten? In der Tat, lieber Leser, hier wird uns die ungemein wichtige Bestimmung und Aufgabe der Familie erst recht klar und einleuchtend. Uebt sie nicht eine ausschließliche, Tag für Tag fortgesetzte Tätigkeit über die ersten Jahre der Kindheit aus? Und ist nicht die Kindheit wie weiches Wachs, dem man alle beliebigen Formen einzudrücken vermag? Und diese Formen — gut oder schlecht, und in den Tagen der Kindheit mit so großer Leichtigkeit angenommen — sind sie nicht (mit einigen seltenen Ausnahmen) die einzigen Eindrücke, die sich niemals mehr verwischen? Und ist es nicht wahr, daß der Mensch auf der Neige des Lebens, ja, selbst am Rande des Grabes sich zu seiner Verwunderung im Allgemeinen so wieder findet, wie er sich im Frühling seines Lebens gekannt hat? Vor mehr als dreitausend Jahren war diese Tatsache schon sprichwörtlich: „Der Mensch weicht auch im Alter nicht von dem Wege, den er in der Jugend eingeschlagen" (Sprichw.), oder wie wir gewöhnlich in prägnanter Kürze sagen: „Jung gewohnt, alt getan".

Wenn aber die Familie als die Basis des Staates und die Basis der Kirche anzusehen ist, so muß ihre letzte Bestimmung die nämliche sein, wie die Bestimmung, das Endziel dieser beiden Gesellschaften. Und wenn wir nun Ihn, der die Staaten errichtet und die Kirche gegründet hat, wenn wir Ihn fragen nach dem Endziel der Familie, — so gibt uns Sein untrügliches Wort die kurze, klare Antwort: „Der Herr will die Heiligung des Menschen" (1. Thess. 6). Fürwahr, ein erhabenes Ziel, wenn es je ein solches gab! Einbegriffen sind darin sowohl das Glück als auch die Mittel, es zu erlangen: in dieser Welt das physische (leibliche) Leben, das geistige und das religiöse Leben, — in der anderen Welt aber die Befreiung von jedem Uebel, die vollkommene Entwickelung aller Fähigkeiten des Menschen, die Befriedigung all seiner berechtigten Wünsche und seine ewige Ruhe und Seligkeit in Gott! Und mag es dem blinden Materialismus unseres Jahrhunderts noch so sehr mißfallen: Die Heiligung des Menschen ist und bleibt das letzte von Gott gesetzte Endziel; sie ist es, worauf namentlich die Kirche hinarbeiten soll und mit ihr die christliche Familie.

S.

Der gesunde Magen.

Von Dr. med. H. Ebing.

Die Nahrungsaufnahme, an welche die Fortdauer des Lebens geknüpft ist, von deren Beschaffenheit und Menge auch die Gesundheit abhängt, wird durch die Empfindungen „Hunger und Durst" angeregt. Den Hunger spürt man vorzugsweise im Magen, den Durst in der Kehle. Der Hunger steigt und fällt im gesunden Zustande mit dem Bedürfnisse des Organismus nach festen Nahrungsmitteln und sonach mit dem Verbrauche von Körperbestandteilen. Das Kind, welches wachsen soll, der Arbeiter, welcher stets Blut und Körpersubstanz verbraucht, der Kranke, welcher zur Gesundheit zurückkehrt, der Wanderer, der starke Bewegungen ausführt, sie alle hungern häufiger und stärker als alte, bequeme und träge Personen.

Männer hungern im Allgemeinen stärker als Frauen; Sanguiniker mehr als Phlegmatiker.

Wir alle wissen, das ungestörte Verdauung das beste Zeichen eines gesunden Magens ist. Deshalb wurde von jeher dem Verdauungsvorgange die größte Aufmerksamkeit geschenkt, aber erst die moderne Forschung hat Licht in diesen dunklen und komplizierten Prozeß gebracht. Die neuen Forschungen haben ergeben, daß die Magenhaut einen besonderen Stoff absondert, das Pepsin. Dieses Pepsin bringt harte Substanzen, wie Eiweis, Fleisch und Früchte, in lösliche, verdauliche Form. Auch spielt die Magensäure, die Salzsäure, eine große Rolle beim Verdauungsprozeß. Personen die daher an schwacher Verdauung leiden tun gut, täglich zwei- bis dreimal einen Eßlöffel voll von folgender Mixtur zu nehmen: Pepsin 5,0, Salzsäure 1,0, Zucker 10,0, Wasser 200. Dieses Rezept ist ein sehr gebräuchliches, ein moderner Medizinschatz geworden.

Neben Pepsin und Salzsäure spielen bei der Verdauung auch die Bakterien oder Pilze eine sehr große Rolle. Man hat festgestellt, daß 16 Arten von Pilzen den gesunden Magen bewohnen. Diese Pilze haben wie das gesunde Blut eine desinfizierende, tötende Eigenschaft. Sobald sich schädliche Pilze wie der Cholera-, Typhus oder Tuberkel-Bazillus, in den Magen schleichen, werden sie von den Spaltpilzen des gesunden Magens angegriffen und getötet. Nur wenn der Magen krank ist, wenn durch Verdauungsstörung die Spaltpilze außer Tätigkeit gesetzt sind, können Krankheitsbazillen zur Geltung und Gefährlichkeit gelangen. Man sieht auch hieraus wieder, wie ungeheuer wichtig eine gute Verdauung, ein gesunder Magen ist, wie nötig es ist, ihn zu schonen und ihn nicht zu sehr zu maltraitiren, wie es nur zu oft durch Unmäßigkeit in Essen und Trinken geschieht.

In einem gesunden Magen ist der Angriff der Spaltpilze auf ein genossenes Nahrungsmittel ein sehr lebhafter. Die Pilze zersetzen die Speisen und verursachen so eine reichliche Gasentwickelung. Allmählich jedoch verlangsamt sich die Wirkung der Spaltpilze und hört schließlich ganz auf, weil sich zuviel Magensäure bildet. Alle Spaltpilze des gesunden Magens verlieren nämlich ihre Kraft bei überschüssiger Magensäure. Namentlich ist es die Milchsäure, die sich bei der Zersetzung der Speisen bildet. Die Folge überschüssiger Säurebildung, hervorgerufen durch zu reichlichen Zucker- oder Fettgenuß, ist der verdorbene Magen. Abstumpfungs-, also Heilmittel sind doppeltkohlensaures Natron oder Magnesia. Von beiden Mittel nimmt man dreistündlich einen Theelöffel voll.

Schädliche Pilze gelangen meistens durch die Nahrung in den Magen. Besonders die Milch und die Milchspeisen sind ein günstiger Boden für schädliche Pilze.

Eine Fliege, welche Typhus-, Cholera- oder sonst einen Gift-Bazillus an ihren Beinen oder ihrem Rüssel hat, kann diese Pilze leicht auf jede Speise absetzen, und so während der Sommerhitze eine böse Vermehrung schädlicher Bakterien veranlassen. Es empfiehlt sich daher, selbst gekochte Speisen nie zu alt werden zu lassen, zumal wenn irgend eine Epidemie herrscht.

Um sich einen gesunden Magen zu erhalten, ist es vor allen Dingen nötig, auf eine richtige Diät zu sehen das heißt auf die angemessene Auswahl und Zuführung von Nahrungsmitteln.

Derjenige Arzt hat Anspruch auf das meiste Vertrauen, welcher die Diät zu einer Hauptsache seiner Behandlungsweise macht, denn es unterliegt keinen Zweifel, daß einmal entstandene Krankheiten nach ganz bestimmten Gesetzen, sei es im Guten oder Schlimmen verlaufen. In diesem Kampfe um die Gesundheit spielen die Pilze eine hervorragende Rolle. Jeder Mensch hat es also in seiner Gewalt, körperliche Gesundheit zu erreichen, wenn es ihm nicht an Erkennen und Wollen fehlt. Gesundheit und Lebensdauer hängen von der Art und Weise ab, wie den Forderungen einer angemessenen Diät Rechnung getragen wird. Selbst angeborene Krankheitsanlagen lassen sich durch eine richtige Lebensweise schwächen, oft sogar ganz aufheben. Wir müssen uns nur daran gewöhnen, von Jugend auf, eine strenge Selbstbeobachtung zu üben, d. h. uns in unseren körperlichen Schwächen zu erkennen und darnach unsere Lebensweise einzurichten.

Aus Tokio.

Reisebrief.

Liebe Fifi!

Aus dem Reiche der aufgehenden Sonne bekommst Du heute einen Brief, und zwar einen langen, ausführlichen Brief. Wie immer, so habe ich auch diesmal Glück, denn ich bin in ein Land gekommen, das — um mich bildlich auszudrücken — einem Vulkan vor seiner Eruption gleicht. Alles ist hier Stimmung — Kriegsstimmung, chauvinistischer Enthusiasmus, wenn auch nicht alles pures Gold ist, was glänzt und das Europäerauge sich abgewöhnen muß, Japan als Land der asiatischen Vollendung anzusehen.

Vor dreimal vierundzwanzig Stunden bin ich nun hier vor Anker gegangen, habe mir angesehen, was irgend anzusehen war und will nun, obwohl einem alten Schiffsingenieur, wie ich einer bin, das immerhin etwas schwer fallen dürfte, versuchen, Dir meine Eindrücke schildern.

Der Europäer, der nach Tokio kommt, darf keine Vergleiche zwischen dieser Stadt mit europäischen Großstädten ziehen. Wenn auch hier manches, ja vieles, europäisiert ist, so schimmert durch den Europa-Lack doch immer das Asiatische hindurch. Und Tokio soll ruhig seinen primären asiatischen Charakter bewahren, es bleibt deshalb doch — oder besser: gerade deshalb — eine der schönsten Städte des Pfannkuchens, den Ihr in Euren Geographiestunden Erde nennt.

Wenn man so in die blaue Yado-Bucht hineindampft und die Sumigadawa ihr gelbes Gerinnsel in die blaue Flut hineinspülen sieht — wenn das O-Shiro, das Kaiserschloß, im Abendsonnengold leuchtet und aus den prächtigen Gärten, in denen kleine, gleichsam geschnitzte Häuschen liegen, die weißen Magnolienblüten schimmern — dann muß man an Stambul, an Napoli, an Lisboa, oder besser: an alle drei Perlen zusammen, denken. — Doch ich will nicht träumen und schwärmen — ich will ja mit meiner lieben, kleinen Fifi plaudern.

Also wie gesagt: bitte keinen europäischen Maßstab anlegen! Nur die Hauptstraßen weisen Backsteinbauten auf. Die eigentliche Stadt, in der die früheren Daimios residierten, ist ein großer Garten mit kleinen, zierlichen Holzhäuschen, mit buddhistischen Tempeln und Kapellen, mit luftigen Theehäusern, deren Wände Bambusstabmatten bilden usw. Und wenn alles zierlich und niedlich ist, so sind vom zierlichsten und niedlichsten die geschnitzten, hölzernen Brückchen, die hier und da die Ufer des Sumigadawa miteinander verbinden.

Ich setzte mich natürlich sofort in eine Jinrikisha. Das ist eine Art großer Kindersportwagen, ein System, das von einem Mann gezogen, hier die Fiaker vertritt. Man fährt darin leicht und elegant, gleichsam, wie auf Gummirädern. Das menschliche Pferd windet sich dabei mit geradezu beneidenswerter Geschicklichkeit durch die Menschenknäuel hindurch, die sich hier um eine Zeitung balgen, oder dort sich um einen Ansichtskartenverkäufer

drängen, der Karten mit Spottbildern auf die Russen feilbietet.

Ich erinnere mich noch lebhaft der Zeiten anno 1870, als es gegen die Franzosen losging. War ja damals schon ein neunjähriger Bengel. Aehnliche Stimmung herrscht jetzt hier in Tokio. Aller Augen glänzen. Etwas Warmes, Leidenschaftliches vibriert in jeder Stimme. Und die Straßenjungens singen ein grauliches Zeug zusammen. Glücklicherweise verstehe ich nur ein paar Worte Japanisch.

Aber diese Kriegsstimmung der aufstrebenden Insulaner findest Du nicht nur auf der Straße, Du findest sie überall. In den Privathäusern, in den Theestuben und in den Opiumhöhlen. Die ganze Luft scheint von dieser Kriegsstimmung voll zu sein, der ganze Boden scheint mit Russenhaß unterminiert zu sein. Wann wird sich dieser massenhaft aufgespeicherte Sprengstoff entzünden? Wann wird es losgehen? —

Doch es ist nicht meine Obliegenheit, das politische Horoskop zu stellen. Da will ich Dir lieber erzählen von den Sehenswürdigkeiten der Stadt. Der Jinrikisha-Führer brachte mich zuerst nach dem Parlamentsgebäude. Das ist ein ziemlich düsterer, unscheinbarer Kasten. Die Ministerialbauten, Museen rc. sind bedeutend stattlicher und schöner. Ich hatte Glück. Es war gerade Sitzung. Düster lag der halbmondförmige Sitzungssaal da. Und die mit dunkelroter Seide überzogenen Sitze leuchteten geheimnisvoll aus der Dämmerung des Raumes hervor. Interessant sind die kleinen Brettchen, die sich an dem Tisch eines jeden Abgeordneten befinden, jedes Brettchen trägt den Namen des Abgeordneten, zu dessen Sitz es gehört. Ist das Brettchen in die Höhe geklappt, so bedeutet das: der betreffende Abgeordnete bittet um das Wort. Nach der Sitzung, der ich beiwohnte, zu urteilen, geht es ziemlich ruhig im japanischen Parlamente zu. Trotz der großen Erregung, die gegenwärtig im Lande herrscht, spricht man mit leiser Stimme ohne heftige Gesten. Das mag aber vielleicht auch daher kommen, daß der Japaner, wenn er erregt ist, im Falsett spricht, wie man dies nämlich in den oft recht leidenschaftlichen Schauspielen beobachten kann. Die Tracht der Abgeordneten ist etwa zur Hälfte die europäische, zur anderen Hälfte Nationaltracht.

Im Stadtbezirk Kodschimatschi liegt der Kaiserpalast, den ich am nächsten Tage aufsuchte. Er ist mit seinen Gärten und Dependancen von einer stattlichen Ausdehnung. Mauern und Bollwerke, Türme, Gräben und Brücken umgürten ihn. Und uralte Bäume schauen hinter den mächtigen Mauern hervor. Der Zufall war mir auch an diesem Tage günstig und ich hatte Gelegenheit, den Mikado bei seiner Ausfahrt flüchtig zu sehen. Er ist ein stattlicher Mann von strammer, militärischer Haltung. Seine dunklen Augen blicken ernst, sein Bart ist klein und dünn und das Haupthaar ist kurz geschnitten. Das Volk bereitet ihm gerade jetzt, wo die politischen Wogen so überaus hoch gehen, oft enthusiastische Begrüßungen.

Unser erster Steuermann hat hier, wie ich Dir vielleicht schon erzählt habe, viele Bekannte in Tokio. Durch seine Vermittelung nun bekam ich denn auch Gelegenheit, mir einmal das Innere eines japanischen Hauses anzusehen. Ich weiß nicht, ob ich Dir das recht werde schildern können, allein ich will es versuchen, damit Du doch wenigstens einen kleinen Begriff davon bekommst, wie hier alles so anders ist, als bei uns drüben in Europa. Hergott, was sind das für kleine, lustige Puppenhäuschen, in denen diese Gesellschaft wohnt. Da gibt es keine Fenster, keine Türen, keine Wände, alles sind Matten. Eine Matte schiebst Du bei Seite, wenn Du in ein Haus eintrittst. Eine Matte schiebst Du bei Seite, wenn Du durch eine Oeffnung das Treiben auf der Straße ansehen willst. Und wenn Dir ein Zimmer zu groß erscheint, befestigst Du einfach eine Matte an der Decke, läßt sie herunter und Du hast zwei Zimmer. Ein Gerichtsvollzieher könnte bei einem Japaner nicht viel machen. Außer einer Theekanne, ein paar Matten, ein paar Steppdecken, einem Kohlenbehälter und einigen Blumenvasen, findet man absolut nichts in diesen Bambushäuschen.

Und nun Schluß, meine liebe Fifi. Der politische Wind scheint verteufelt scharf zu gehen, denn der Kapitän meinte soeben, wir würden wohl bereits morgen wieder heimwärts dampfen. Das wäre ein Spaß, wenn Du mich zum Fasching wieder daheim hättest. Meinen nächsten Brief mit Angaben über die Heimkehr sollst Du aus Hongkong haben.

Bleibe gesund und sei vielmals gegrüßt von Deinem R.

Dankbarkeit.

Nach dem Französischen.

Einige Jahre vor dem Ausbruch der großen Revolution von 1789 hatte an einem trüben, eisigen Winterabende ein armer Knabe, der Nadeln zum Verkauf anbot, seinen Warenkasten auf den Boulevards von Paris ausgestellt. In jener Zeit war dieser glänzende Stadtteil nicht hell erleuchtet, wie dies heute der Fall ist, sobald die Sonne untergeht. Daher tauchten auch nur hie und da einige seltene Spaziergänger auf, und das flackernde Kerzenstümpchen, das der junge Handelsmann angezündet hatte, lockte nur sehr wenige Gaffer und noch weniger Käufer an. Der Knabe, den es verdroß, so einsam und verlassen da zu stehen, fand kein besseres Mittel, die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden auf sich zu ziehen, als ein lustiges Liedchen zu singen, das ihm gerade einfiel. Doch vergaß der kleine Spekulant dabei nicht die Hauptsache; von Zeit zu Zeit nämlich verstand er es, eine pomphafte Anpreisung seiner „einfach unübertrefflichen" Ware einfließen zu lassen. Durch diesen Kunstgriff hatte er es bereits dahin gebracht, einige hundert Nadeln zu verkaufen; aber der Gewinn war so gering, daß er kaum das Licht einbrachte. Trotz dieser Mißerfolge ließ er sich nicht entmutigen, sondern er fuhr fort zu singen und sein Liedchen wiederum durch eine Lobrede auf seine Nadeln angenehm zu unterbrechen.

Ein junger Mann, der in einem kostbaren Mantel gehüllt war, kam zufällig an unserem kleinen Kaufmann vorüber. Er blieb stehen, während ein spöttisches Lächeln über seine Züge flog, und sagte zu dem Knaben: „Du singst ja falsch, kleiner Kerl."

„Ihr Musiklehrer hat mir doch keine Stunde gegeben," antwortete der kleine Sänger, indem er mit seinem Gesange plötzlich inne hielt.

Diese Antwort erregte das Lachen des Unbekannten in noch höherem Grade.

„Wie heißt Du denn?" fing er wieder an.

„August."

„August? Und weiter?"

„Weiter nicht.

„Was, Du hast weder Vater noch Mutter?"

„Ich kenne nur eine alte Frau, die für mich sorgt, und die mich windelweich durchprügelt, wenn ich nicht genug Nadeln verkauft habe."

„Und bekommst Du heute Abend auch Prügel?" fragte der junge Mann, dessen Teilnahme allmählich erwachte.

„Hm!" sagte der Knabe und verzog ganz drollig das Gesicht, das könnte mir sehr gut blühen, wenn Sie mich noch länger zum Schwatzen veranlassen, anstatt mich meine Ware ausrufen zu lassen."

Und wieder ertönt sein gewohntes Rufen, um die Käufer anzulocken; aber die Käufer schienen nun einmal hartnäckig nicht kommen zu wollen. Der Unbekannte beobachtete mit schelmischem Blick seine Enttäuschung. August sagte zu ihm mit einem Anflug von Verdrießlichkeit:

„Mein Herr, gerade Sie bringen mir Unglück!"

„Nun, erwiderte der Unbekannte, „warum bietest Du mir deine Ware nicht auch an?"

„Darum," entgegnete August verschmitzt, indem er den kostbaren Pelz seines Gegenüber musterte, „weil Sie nicht danach aussehen, als ob Sie sich Ihre Kniehosen selber zurechtsteckten."

„Was macht das? Komm, gib mir dafür Nadeln."

August streckte die Hand aus, und als er bei dem unsicheren Lichte der Kerze nachschaute, sah er ein Goldstück.

„Nehmen Sie meinen ganzen Kram," sagte er lustig, „und ich müßte noch dreimal so viel herausgeben."

„Behalte nur alles," antwortete der Fremde, indem er sich wieder in seinen Mantel hüllte, „und bemühe Dich, nicht mehr falsch zu singen und an den Prügeln vorbeizukommen."

„Lieber Herr," sagte der Knabe darauf, „Sie haben in diesem Augenblicke mein Glück begründet. Würden Sie wohl die Freundlichkeit haben, mir Ihren Namen zu sagen, damit ich später meinen Wohltäter wiederfinde?"

„Das ist nun tig," erwiderte der Unbekannte, und suchte loszukommen, doch August ließ nicht nach und siegte ihn mit gefalteten Händen an.

„Marquis v. Saint-G. . . .," sagte der junge Mann und schritt eilig davon.

Der Kleine blieb einen Augenblick unbeweglich und in Schweigen versunken, als ob er sich anstrengte, jenen Namen seinem Gedächtnis einzuprägen. Dann nahm er seinen Korb wieder auf und verließ den Boulevard, indem er ganz nachdenklich murmelte: „Ich werde mich daran erinnern."

* * *

Zwanzig Jahre vergingen, Jahre voll von Ereignissen und Umwälzungen. Die große Revolution hatte mit vielen anderen auch den Marquis von Saint-G. . ., von dessen Großmut und Lustigkeit wir Zeuge gewesen, aus seinem Vaterlande vertrieben. Jetzt kehrte er heim mit dem Strome von Emigranten. Die zwanzig Jahre, die harte, sorgenvolle Jahre für ihn gewesen waren, hatten ihn sehr verändert, hatten ihn sehr altern lassen. Er, der einst mit Gütern reich gesegnete Mann, sah sich bei seiner Rückkehr nach Frankreich entblößt von all seinem Hab und Gut, das in der Revolutionszeit verkauft worden war. Freilich hätte er noch einige Besitzungen retten können, die er gerichtlich zurückfordern konnte; doch zu dem Zwecke mußte er einen kostspieligen Prozeß anstrengen, und der Marquis nannte so wenig sein eigen, daß es ihm manchmal am nötigsten fehlte. Vergebens wandte er sich an seine Freunde, an diejenigen, die er einst selbst unterstützt hatte; man versprach ihm viel und hielt ihm gar nichts.

Eines Tages weilte er ganz niedergeschlagen in dem elenden Zimmer, das er bewohnte, als eine elegante Kutsche vor der Tür hielt und ein noch junger Mann, dessen Aeußeres Wohlhabenheit verriet, bei ihm anklopfte.

Er machte selber auf, denn seit langer Zeit hatte er seinen letzten Diener verabschiedet. Der Unbekannte trat ein, nachdem er sich erkundigt hatte, ob er vielleicht mit dem Herrn von Saint-G. . . spräche. Auf die bejahende Antwort musterte er aufmerksam den Marquis.

„Mein Herr", sagte er dann, nachdem sie einige Wort gewechselt hatten, „ich weiß, daß Sie beträchtlicher Summen bedürfen, um einen Prozeß zu führen, von dem Ihr künftiges Wohlergehen abhängt. Ich bin einer der reichsten Kaufleute von Paris und wollte Ihnen mein ganzes Vermögen zur Verfügung stellen."

„Mein Herr", antwortete der Marquis aufs höchste erstaunt, „ich weiß nicht, was mir dieses warme Interesse verschafft . ."

„Ich heiße August", sagte der Besucher, „vielleicht erinnern Sie sich meiner?"

Saint-G. . . suchte in seinem Gedächtnis. Die Erinnerung an den kleinen Vorfall auf dem Boulevard war ihm vollständig entfallen. Da erinnerte ihn der Kaufmann an das

Goldstück, das er damals dem kleinen wandernden Handelsmanne als Almosen gegeben hatte.

„Jenes Almosen ist gut angelegt worden, Herr Marquis", fuhr er fort. „Mit dem, was ich Ihrem Großmute dankte, begann ich ein neues Geschäft, das einträglicher war als das erste. Mit dem Gewinn, den ich daraus zog, habe ich auch den Kreis meiner Spekulationen immer mehr erweitert. Durch unermüdliche Arbeit und Ausdauer habe ich mir das glänzende Vermögen erworben. Nehmen Sie meine Dienste an, Herr Marquis; verdanke ich doch alles dem großmütigen Manne, der mir die Mittel gegeben, mich aus meinem Elend herauszuarbeiten."

Der Marquis nahm das Anerbieten an und gelangte bald wieder in den Besitz seiner noch nicht verkauften Güter. Heute ist seine Familie ebenso reich und ebenso angesehen, wie sie einst gewesen.

Auf der Eisbahn.

Novellette von E. Tesschau.

„Ich denke nicht daran einen Mexikaner zu heiraten, ich huldige dem Grundsatz: bleibe im Lande und nähre dich redlich."

Fräulein Anna von Hof, Tochter der verstorbenen Majors von Hof, reckte ihren Kopf in den Nacken und nahm ihre unnahbare Miene an, was sie immer tat, wenn ihr etwas nicht paßte.

Die kleine rundliche Mimi Wieland zuckte die Achseln.

„Gott, wie Du gleich immer bist! Wenn ich die Wahl hätte, ich würde tausendmal lieber einen so starken, schönen, feurigen Mann, wie Paul Larsen heiraten und mit ihm nach Mexiko gehen, dort auf wildem Mustang durch die Präirie sprengen, Nachts unter freiem Himmel, an dem das Kreuz des Südens schimmert, am Lagerfeuer schlafen, während aus dem Urwald das Heulen der Schakale und das Brüllen der Panther dringt, als so einen alten, kahlköpfigen, knickebeinigen Menschen, wie Herrn von Schwend, mit einer qualmenden Fabrik zu nehmen und wenn er noch so reich und zehnmal von Adel wäre. Was tue ich mit Geld und Adel, ist es etwas für's Herz? Nein!" —

Anna war glühendrot geworden. „Dein Urteil über Mexiko sowohl wie über Herrn von Schwend scheint durch Sachkenntnis nicht getrübt", sagte sie stolz. „Nimm Du Dir doch den Mexikaner und sprenge mit ihm auf feurigem Mustang durch die Prärie, wenn Du es für so beneidenswert hältst."

„Pfui!" Mimi stand auf. „Mit Dir ist heute garnicht zu sprechen. Erstens weißt Du, daß er Dich und nicht mich liebt und zweitens weißt Du, daß ich meinem Wilhelm ewige Treue geschworen habe. Das Schicksal verlangt eben von der Einen, daß sie ihrem Gatten über Weltmeere, in ferne Länder folgt, während die andere wiederum in die Abgeschiedenheit eines kleinen Pfarrdorfes mit dem Erwählten ihres Herzens gehen muß. Dahin zu gehen, wohin er will, das ist eben unser Beruf." Sie sprach es und rauschte ganz stolz zur Tür hinaus, die kleine Mimi.

Anna sah ihr staunend nach. Was der nur einfiel und was sie nur immer alle von der Liebe redeten. Liebe, pah! die mochte ja gewiß etwas sehr schönes sein, aber besser war es doch jedenfalls, die Ehe auf etwas Realeres zu gründen.

Sie begann sich zum Ausgehen anzukleiden. Sie hatte eigentlich die alte Frau von Schwend besuchen wollen, nun hatte sie plötzlich keine Lust mehr. Nach den Worten Mimis wäre es ihr unangenehm gewesen die Prahlereien und die Reden der alten Frau über den Reichtum ihrer Familie und über das Glück und die Ehren, die der künftigen Frau ihres Sohnes warteten, anzuhören. Ach, wäre Paul Larsen doch nie aufgetaucht, dann brauchte man ihn nicht immer mit Herrn von Schwend zu vergleichen; man wäre verlobt und das dumme Grübeln hätte ein Ende!

Anna griff nach ihren Schlittschuhen. Es war im Januar und hatte schon stark gefroren, die Eisbahn auf den Stadtwiesen war freigegeben. Schlittschuhlaufen würde doch der Mexikaner nicht können, der sonst alles konnte, einen in Allem übertrumpfte und alle Anderen ausstach. Auf der Eisbahn würde man ihn also wohl nicht treffen und sich nicht über ihn zu ärgern brauchen.

In der Hauptstraße, die Anna durchschreiten mußte, herrschte an diesem schönen Winternachmittag reges Leben. Alles was sich sehen lassen konnte und etwas sehen wollte, wogte hier hin und her.

Da kam ihr natürlich auch Paul Larsen entgegen. Seine hohe Gestalt in dem fremdartigen, losen Mantel überragte alle anderen Menschen, stolz trug er das dunkellockige Haupt mit dem weichen Filzhut, und seine kühnen Augen schweiften lebhaft umher. Natürlich sahen sich sämtliche Backfischchen, Ladenfräulein und sonstige Dämchen nach ihm um, stießen sich an, kicherten und warfen ihm bewundernde Blicke zu.

Kaum erblickte er Anna, so drängte er sich rücksichtslos durch die Menge. „Guten Tag, gnädiges Fräulein Kousine", sagte er, schwenkte seinen Filz in weitem Bogen und blieb ihr zur Seite, als sei es selbstverständlich, daß er sie begleiten müsse.

Anna fühlte schon wieder die halb zornige, halb angstvolle Erregung in sich aufsteigen, die sie immer befiel, wenn sie ihn nur sah, diesen Kousin aus Mexiko.

Vor einem halben Jahr hatte ein entfernter Verwandter der Mutter, der vor vielen Jahren als ganz junger Mensch nach Mexiko ausgewandert war und den man längst vergessen hatte, geschrieben, daß er seinen Sohn in die alte Heimat schicke, und man ihn um des Vaters willen freundlich aufnehmen möge. Dem Briefe auf dem Fuße war dann dieser Mexikaner gefolgt, und freundlich genug war er aufgenommen. Die Mutter, die Schwestern, der Bruder, alle waren sie vernarrt in diesen Vetter aus Mexiko, nur sie, Anna konnte ihn nicht leiden, ihr war er —

Ein Gedanke blitzte plötzlich in ihr auf. „Ach, Vetter", sagte sie, „gut daß ich Sie treffe. Ich will zum Schlittschuhlaufen, allein ist es so langweilig. Sie werden ja zwar nicht laufen können, in Mexiko gibt es ja wohl kein Eis, aber Sie sind ja ein so kluger und gewandter Mensch, da werden Sie es schnell lernen, Sie leihen sich ein paar Schlittschuhe und versuchen Ihr Heil."

Er schlug seine blitzenden Augen nieder. „Nun ja", meinte er leichthin, „wenn Sie wünschen, Kousine. In Mexiko gibt es allerdings kein Eis, aber klettern, laufen, schwimmen und springen kann man, da sollte man sich doch auch auf den kleinen blanken Dingen da mit Anstand fortbewegen können. M W machen wir."

Anna triumphierte innerlich. Endlich mal eine Gelegenheit, sich an diesem verhaßten Menschen zu rächen. Sie wußte sehr wohl, wie lächerlich es sich ausnahm, wenn ein unkundiger Schlittschuhlaufen wollte. Ha, wenn sie ihn herumschwanken sehen würde, all seiner Gewandtheit und Sicherheit ledig, dann würde sie endlich mit Recht über ihn lachen und spotten können, und dieses dumme Gefühl von Bewunderung, das sie heimlich für ihn hegte, würde sich verflüchtigen!

Sie waren an der Eisbahn angelangt. Anna ließ sich schleunigst die Schlittschuhe anschnallen und begrüßte dann einige Freundinnen, dabei beobachtete sie gespannt Paul Larsen. Der hatte sich ein paar Schlittschuhe angeschnallt und machte vorsichtig einige Bewegungen damit, aber gerade wie Anna dachte, nun fällt er hin, schnellte er plötzlich vorwärts, faßte sie Huten im Rücken, und raste, indem er sie vor sich herschob, mit ihr über die Bahn, daß ihr Hören und Sehen verging. Erst am äußersten Ende, wo ein Holzgitter den Weg versperrte, hielt er wieder an.

Anna hätte vor Zorn und Schreck weinen mögen. „Sie können also Schlittschuhlaufen", sagte sie, „und mich lassen Sie glauben, daß Sie es nicht verstehen."

Er lachte. „Revanche,, gnädige Kousine! Sie wollten mich glauben machen, daß man schon laufen könnte, wenn man die Schlittschuhe nur unterschnallte."

Sie wurde rot. „Ach, Sie können auch alles, Sie sind nicht zu fassen!"

Er sah plötzlich traurig drein. „Nein, ich kann nicht alles. Ihr Vertrauen, Ihre Zuneigung mir erwerben, das zum Beispiel scheine ich nicht zu können." — — —

„Ach, gnädiges Fräulein, endlich finde ich Sie wieder. Es sah ja beinahe so aus, wie wenn ein Sturmwind sie entführte." Es war Herr von Schwend; in elegantem Sportanzug, lächelnd, selbstbewußt stand er vor der jungen Dame und bot ihr den Arm. Einen Augenblick zögerte sie, dann folgte sie ihm doch. „Adieu", nickte sie dabei ihrem Vetter zu. „Deine Kunstfertigkeit ist mir zu unheimlich. Ich halte mich lieber an Leute, die fein mittelmäßig, so wie ich selbst, auf der Eisbahn dahinschweben."

Herr von Schwend, der es sonst liebte sich der versammelten Menge zu zeigen, zog heute einsame Wege vor. Er schien einen entscheidenden Angriff auf Annas Herz zu beabsichtigen und die wußte nicht, was sie tun sollte. „Soll ich ihn nehmen?" dachte sie bei sich. „Ja" raunte der Verstand und „nein, nein" das Herz.

Nun endlich nach langer Vorrede war von Schwend an dem entscheidenden Punkt angelangt, da krachte es plötzlich verdächtig unter Annas Füßen, das Eis barst und sie sank beinahe bis an die Knice in eisiges Wasser und zähen Schlamm ein.

Herr von Schwend, der in blumenreicher Rede sie gerade hatte fragen wollen, ob sie ihm ihre Hand zur gemeinsamen Fahrt über das klippenreiche Meer des Lebens anvertrauen wolle, ließ plötzlich schneulichst diese Hand los und konzentrierte sich rückwärts auf's Trockene und während jeder Versuch Annas sich heraus zu arbeiten, sie nur tiefer einsinken ließ, stand er rat- und tatlos da und jammerte. „O Gott, mein Rheumatismus! — Ich kann nicht schwimmen! — Hülfe! Hülfe!" —

Hülfe nahte schon. Der Vetter aus Mexiko. Wie ein Wirbelwind kam er daher, sprang in das eisige Wasser, hob Anna hoch empor und keuchend, aber mit Bärenkräften arbeitete er sich dann wieder auf festes Land. Ohne sie wieder von seinen Armen zu lassen, stürmte er dann mit ihr durch die jetzt schon ziemlich menschenleere Bahn und als Anna recht zur Besinnung kam, saß sie im Restaurationsgebäude vor dem warmen Ofen, in eine große Decke eingehüllt und die dicke Wirtin kniete vor ihr und rieb ihr die kalten Füße.

Einen Augenblick später trat Paul Larsen ein; er trug einen Teller, auf dem zwei dampfende Gläser standen. „Hurrah! Kousinchen", rief er, „hier, einen kräftigen Schluck auf den Schreck!„

Anna nahm das Glas. „Sehen Sie, Paul„ sagte sie dann, nachdem sie einen Augenblick nachgedacht hatte. „Sie meinten vorhin, Sie könnten doch nicht alles, aber nun haben Sie das Eine doch noch gekonnt."

„Wirklich, wirklich!" jubelte er „also mir doch Dein Herz, Deine Zuneigung erworben! Anna, Anna kannst Du mich denn wirklich genug lieben, um mir nach Mexiko zu folgen?"

„Bis an's Ende der Welt", sagte sie.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Anagramm: Kuba, Alba, Rega, Furst, Kum, Eukel Insel, Talk, Ale, Geist. Karfreitag.

Worträtsel: Fahren laßen.